

HERAUSFORDERUNG BESTANDESUMWANDLUNG

Wie wird sie zu schaffen sein? Die Antwort auf diese Frage wird nicht nur über das Überleben ganzer Branchen entscheiden, sondern auch darüber, wie lebenswert heute stark bewaldete Gebiete Mitteleuropas in Zukunft sein werden. Zwei Betriebsleiter über jeweils mehrere Tausend Hektar Wald und Vertreter unterschiedlicher forstlicher Denkschulen stellten sich dieser drängenden Frage im Interview. Sie sind sich zwar weitgehend einig über den Befund und die Dringlichkeit der Sachlage, verfolgen aber durchaus unterschiedliche Lösungsansätze in der waldbaulichen Praxis. Lesen Sie hier Teil 1 des Gesprächs.

D Die sekundären Fichtenbestände Mitteleuropas unter 500 m Seehöhe geraten durch die derzeit bereits stattfindenden Klimaveränderungen schneller unter Druck als noch vor 15 Jahren angenommen. In vielen von ihnen findet längst keine Regelnutzung mehr statt. Sind wir in der Forstwirtschaft bereits zum Passagier geworden?

Andreas Schreyer (AS): Ich denke, dass die Zunahme der Schadholzmengen bis 500 m Seehöhe keine neue Erscheinung ist, sondern sich schon über die vergangenen zehn, zwanzig Jahre entwickelte. Es gibt Forstbetriebe, die in der Vergangenheit schon reagiert haben, indem sie versucht haben, ihre Reinbestände umzubauen. Es gibt jedoch auch andere Betriebe, deren Verantwortliche bis zuletzt geglaubt haben, dass die Fichtenreinbestände den größten wirtschaftlichen Ertrag bringen. Ich bin davon überzeugt, dass die Strategie in den Gebieten bis 500 m – natürlich abhängig von Wuchsgebiet und der Niederschlagsmenge und -verteilung – auf Fichtenreinbestände zu setzen, schon lange nicht mehr zukunftsfähig ist. Der Forstmann, der auf diese Bewirtschaftung setzt, begibt sich sicherlich in eine Sackgasse.

Stefan Wukowitsch (SW): Nun, was die Fichte anbelangt, ist in erster Linie der Temperaturanstieg der limitierende Faktor. Es ist belegt, dass es +2,5°C im Vergleich zur Durchschnittstemperatur der Periode 1960-90 ja vielerorts bereits schon gibt. Sieht man sich die Temperaturkurven an, dann weist der Trend ja ganz steil nach oben. Wir stehen also meiner Meinung nach erst am Anfang einer starken Klimaveränderung unseres Planeten. Wie wir in der Vergangenheit gesehen haben, ist Zentraleuropa sicherlich ein Hotspot dieser Veränderung. Heute erleben wir Kalamitäten in einem noch nie dagewesenen Ausmaß. 1.000 ha Wald verschwinden bis in die erste Altersklasse hinein in aller Kürze. Es

ist auch nicht davon auszugehen, dass dieser Trend auf irgendeiner Seehöhe stehen bleibt. Ich denke auch, dass viele Bestände an die drohenden Veränderungen einfach nicht angepasst sind. Dazu kommt, dass sich der Borkenkäfer heute wesentlich besser entwickeln kann als früher. Der Wald wächst ja nicht nach Mittelwerten, sondern aufgrund der Verteilung von Temperatur und Niederschlag übers Jahr! Wir haben den Medien entnommen: 2024 war das wärmste Jahr seit Messbeginn mit annähernd +3°C im Vergleich zur Messperiode 1951-1980. Hitze und Dürre während der Sommermonate waren so stark, sodass sich genau dann der Borkenkäfer an der Fichte besonders rasch entwickeln kann. Da nutzt es wenig, wenn es im Winter besonders kalt ist. Ich habe im Studium noch Dinge gelernt, die wenige Jahre später aufgrund dieser Veränderungen völlig obsolet sind. Das macht es natürlich schwierig, insbesondere für uns Forstleute, die wir jetzt den Ertrag ernten in einem Wald, dessen Basis unsere Großväter gelegt haben. Wir sind tatsächlich in den sekundären Fichtenwaldgesellschaften bis 500 m Seehöhe schon längst zum Passagier geworden, teilweise sind wir es aber auch schon im Gebirge! Da brauchen wir nicht nur an das Waldviertel denken, teilweise gibt es solche Hyperkalamitäten auch schon über 1200 m Höhe. Am vergangenen BFW-Praxistag zeigte Gernot Hoch ein Borkenkäfer-Dashboard, das anzeigt, wo in Österreich in den vergangenen Jahren potenziell drei Käfergenerationen möglich waren – das geht potenziell bis unter das Hochschwab-Plateau hinauf.

AS: Ich stimme dem allen zu! Was ich ein wenig anders sehe, ist: Es gibt bereits Forstbetriebe, die schon vor langer Zeit nicht nur auf Fichtenmonokulturen gesetzt haben. Ich beobachte auch, dass Borkenkäferschäden im Gebirge bis zur Waldgrenze hinauf auftreten. Aus diesem Grunde müssen wir Forstleute Risikomanagement betreiben. Dieses kann auf zwei Wegen erfol-



„IN FICHTENDOMINIERTEN BESTÄNDEN AUF STEILLAGEN VERSUCHEN WIR, DAS RISIKO DER KLIMAVERÄNDERUNGEN ÜBER DIE UMTRIEBSZEIT ZU MANAGEN.“

Stefan Wukowitsch,
Forstmeister des Erzbischöflichen Forstamts
in Kirchberg am Wechsel



Auch das Fichtenoptimum des Inneralpins benötigt heute alternative Baumarten zur Bestandesstabilisierung.



„DAUERWALDARTIGE MISCHBESTÄNDE SIND FÜR MICH DER EINZIGE SCHLÜSSEL ZUM ERFOLG FÜR DIE HERAUSFORDERUNGEN EINER ZUKÜNFTIGEN ERWERBSFORSTWIRTSCHAFT.“

Andreas Schreyer,
Forstdirektor der Sachsen-Coburg und
Gotha'schen Forstverwaltung Greinburg

gen: Der erste Weg ist wahrscheinlich der, den Ihr Forstbetrieb, Herr Wukowitsch, beschritten hat: Sie verkürzen die Umtriebszeit, führen weniger, dafür stärkere Durchforstungen durch und begründen die Bestände mit einer geringen Stammzahl auf der Fläche. Somit entsteht eine geringere Wasserkonkurrenz für die einzelnen Individuen. Ich sehe diesen Weg als wenig zukunftsweisend – auch, weil er meiner Meinung nach zukünftig nicht gesellschaftsfähig sein wird. In meinem zu verantwortenden Betrieb beschreite ich den zweiten Weg: Ich habe einen Forstbetrieb übernommen, der teilweise aus einem Fichtenanteil von 95 % besteht – ein sogenannter klassischer Altersklassenwald. Die verantwortlichen Revierleiter bewirtschaften neuerdings die Flächen so, dass der Wald eine horizontale und vertikale Struktur erhält. Mehrere Baumarten müssen sich auf der Fläche nebeneinander etablieren. Das Ziel lautet, mindestens drei, vier oder fünf verschiedene Baumarten auf der Fläche zu haben. Die vertikale Strukturierung zielt auf die Mehrschichtigkeit, also auf eine dauerwaldartige Bewirtschaftung, ab. Hierbei werden keine Kahlfelder mit all ihren negativen Effekten aktiv

erzeugt. Ich kenne Betriebe, die diese Bewirtschaftungsart schon seit vielen Jahrzehnten so praktizieren – im Flachland auf schlechten Böden und geringer Niederschlagsmenge genauso wie im Gebirge mit hohen Niederschlagsmengen. Diese dauerwaldartigen Mischbestände sind für mich der einzige Schlüssel zum Erfolg für die Herausforderungen einer zukünftigen Erwerbsforstwirtschaft.

Herr Wukowitsch, sehen Sie das Heil in einer Reduktion der Umtriebszeit und in wenigen, starken Eingriffen?

SW: Ja, unsere betriebliche Strategie ließe sich ganz grob so umschreiben – besonders in fichtendominierten Beständen auf Steillagen, wo wir versuchen, das Risiko über die Umtriebszeit zu managen. Das wird erreicht über eine entsprechende Stammzahlhaltung in einem altersklassenähnlichen Wald. Dies hat schon mein Vorgänger (FM Christian Berner, *Anm. d. Red.*) eingeführt, und ich finde es smart, simpel und gut handelbar. Dabei sehen wir, dass andere Systeme auch Sinn machen und ökonomisch erfolgreich sein können. Denkt man an Dauerwald →

oder an ein daran angelehntes Konzept, ist es ein Segen, wenn in einem kurzen Auflichtungszeitraum sofort sieben verschiedene Baumarten gesichert vorkommen. Man muss sich dabei aber gut überlegen, wie man die Nachhaltigkeit sicherstellt. Es gibt dauerwaldartige Systeme, die sind ziemlich ausgeschlängert. Ich habe erst kürzlich von einem Betrieb gehört, in dem zwar keine Pflanze gesetzt wird, aber hiebsreifes Holz gibt es dort auch nicht! Im Altersklassenwald kann man die Nachhaltigkeitskontrolle vergleichsweise einfacher durchführen. Wir verwehren uns keinesfalls gegen eine natürliche Verjüngung und eine Bestandesdifferenzierung, bevorzugen sie aber auch nur dort, wo das auch möglich ist. Wir sehen, dass die Holzerntekosten vor allem im Seilgelände immer stärker ansteigen. Wir haben in der Vornutzung in Steillagen jetzt schon Gestehungskosten weit über den Holzerlösen. Wenn wir in Bestände auf schwierigen Bringungslagen so auflichten, dass wir fünf Mal hineingehen, um dann nach 50 Jahren nur vielleicht (vielleicht auch nicht) zu den erwünschten Ergebnissen zu kommen, dann wird das wirtschaftlich nicht darstellbar sein. Wir dürfen nicht vergessen, es müssen in der Oberschicht genügend Baumarten vorhanden sein, um mein Verjüngungsziel auf natürlichem Wege zu erreichen. Ich sage also: Das von Ihnen vorgestellte Konzept funktioniert nicht überall. Wir sehen, dass gerade im Gebirge, wo wir primär Fichte im Bestand haben, sehr geringe Fruktifikationsraten mit auch qualitativ nicht unbedingt bevorzugenswertem Material (keine adäquate Genetik) die Regel sind. Es kommt also von Haus aus schon wenig auf, und das Wenige wird dann meist noch oft verbissen. Das betrifft zum Glück nicht alle, aber einen Gutteil unserer Bestände. Wir sehen auch eine sofortige Vergrasung in jeder Lücke. Und wir erleben auch, dass die Auflichtungen zur Verjüngungseinleitung – dabei sprechen wir von Verjüngungszeiträumen von etwa 30 Jahren –, die Windwurfflächen von morgen sind. Gerade im Seilgelände sehe ich also unser System als ziemlich alternativlos an. Im Flachland kann ich einem dauerwaldartigen System mit mehreren Baumarten allerdings einiges abgewinnen.

Welche Anteile sollten denn Alternativen zur Fichte haben?

SW: Bei Fichtenanteilen über 70 % ist das betriebliche Risiko relativ ähnlich. Die Schadensanfälligkeit fällt bei einem 40 %-Anteil von Mischbaumarten meiner Meinung nach deutlich ab. Und das ist bei uns nur über einen sehr langen Zeitraum und mit viel Geduld möglich.

Herr Schreyer, stimmen Sie dem zu, dass dauerwaldähnliche Modelle primär etwas fürs Schleppergelände sind?

AS: Wir sollten vielleicht vorher die Begriffe klären. Ich verstehe unter dauerwaldähnlichen Modellen ganz einfach den Zustand, dass der Waldboden permanent mit Forstpflanzen be-

stockt ist. Dies bedeutet, dass keine Kahlflächendynamik eintritt. Der Plenterwald wiederum ist eine besondere Form des Dauerwaldes, ursprünglich inspiriert aus dem Fichten-Buchen-Tannen-Bergmischwald. Ich fand den Satz interessant: „Ist ganz nett, aber funktioniert nicht überall.“ Ich lade Sie ein, ins Kalkalpin oder Fylsch zu kommen und sich selbst von dieser Bewirtschaftung zu überzeugen. Das wäre etwa im Forstrevier Inzell im Bayerischen Staatswald. Dort wurde u.a. auch die Richtlinie für die Bewirtschaftung im Hochgebirge ausgearbeitet. In diesem Revier übe ich schon über 10 Jahre aktiv die Jagd aus. Die Waldbauexperten wurden im Hochgebirge mit genau diesem Vorwurf konfrontiert, dass Dauerwaldbewirtschaftung nur im Schlepper- und nicht im Seilgelände funktioniert. Aus diesem Grunde sind verschiedene Bergwaldreviere in den Bayerischen Staatsforsten ausgewählt worden, in denen die verschiedenen Konzeptstufen der Waldbaurichtlinie durchgeführt worden sind. Die Richtlinie wurde erarbeitet, eingeführt und das Personal danach geschult. Warum tun wir uns so schwer, auch im Gebirge diese nichtflächige Nutzung durchzuführen? Erstens:

wegen des hohen fachlichen Anspruchs. Ich benötige hierzu außerordentlich gut ausgebildetes, engagiertes und motiviertes Personal. Es ist immer einfacher zu sagen: „Hier ist die Forststraße, dort ist ein Graben als natürliche Grenze, dazwischenräumen wir jetzt ab und los geht's!“, als wirklich auf die Fläche zu gehen und gezielt auszuzeigen. Im bayerischen Staatswald sind die Forstverantwortlichen von den flächigen Vorrichtungen abgekommen. Das ist tatsächlich ein Risiko – speziell in Fichten-Alt-hölzern, die nicht nach heutigen Erkenntnissen behandelt wurden. Diese Bestände haben zwar eine Bestandes-, aber keine Einzelbaumstabilität. Im Gebirge braucht die Verjüngung auch mehr Licht auf dem Boden, weil die Wärme neben dem Boden

„SELBST, WENN ICH MEINE HAUSAUFGABEN SEHR GUT MACHE, IST DER WILDEINFLUSS AUF DEN WALD ENORM. IN UNSERER KLEINSTRUKTURIERTEN FORSTWIRTSCHAFT KANN DER EINZELNE WALDBESITZER NICHT IMMER SEHR GROSSEN EINFLUSS AUF DIE SCHALEN- WILDARTEN NEHMEN.“

Stefan Wukowitsch,
Forstmeister des Erzbischöflichen Forstamts
in Kirchberg am Wechsel

ein limitierender Faktor ist. Zur Verjüngungseinleitung werden somit femel- oder schlitzartige Öffnungen angebracht, in denen das Holz fischgrätenartig auf die Seiltrasse gezogen wird. Diese Schlitzlöcher werden idealerweise dort angebracht, wo schon Verjüngungsansätze vorhanden sind. Bei Fichtenanteilen von nahe 100% wird man femel- oder schlitzartig die Tanne oder andere Mischbaumarten einbringen und dafür etwas Licht schaffen müssen. Diese Methode wird auch in der Schweiz praktiziert. Der Haupthemmschuh sind vielerorts die untragbar hohen Wildbestände – gerade in Österreich. Österreich ist „Europameister“, was die Wilddichten anlangt. Meiner Meinung nach wachsen Forstpflanzen überall dort, wo auch das „Gras“ wächst. Die Forstpflanze wird im Gegensatz zum Gras zurückgebissen und hat somit gar nicht erst die Chance, sich zu entwickeln. Somit kann das Gras deren Platz einnehmen. Wenn einmal ganze Hänge im Gebirge vergrast sind, ist es praktisch unmöglich, dass die Forstpflanze dann noch ohne einen sehr großen Aufwand durchkommt. Die überhöhten Wildbestände sind der Haupthemmnisfaktor, der von vielen Kollegen totgeschwiegen wird. In meiner Funktion als Auditor in Klimaschutzprojekten habe ich Forstbetriebe in ganz Österreich besucht. Am spannendsten ist die forstliche Situation in den Gebirgswäldern in Tirol und Vorarlberg, wo es viele Weiserzäune gibt. Diese zeigen, wie mannigfaltig die Verjüngung innerhalb dieser Zäune – auch in reinen Fichtenbeständen – ist: Dort wachsen die Tanne, der Bergahorn, die Vogelbeere, die Lärche, die Kiefer und manchmal auch die Zirbe. Außerhalb dieser Zäune sind leider fast keine Verjüngungspflanzen aufzufinden. Ich finde, es ist ein Armutszeugnis bzw. eine Kapitulation unseres Berufsstandes, wenn wir diese Situation so hinnehmen. Im Hinblick auf die wirtschaftliche Komponente (Stichwort Kostenwahrheit) ist gerade im Gebirge eine dauerwaldartige Bestockung die wirtschaftliche Basis unseres forstlichen Schaffens. In dem Moment, in dem der Boden nicht mehr durch den Bestand geschützt wird, treten Themen wie Bodenerosion und Vernichtung der Produktionskraft in den Vordergrund. Ja, im Seilgelände ist dauerwaldartige Bewirtschaftung möglich, mehr noch: Sie ist die Grundvoraussetzung für eine nachhaltige Bewirtschaftung! Im Gebirge ist es viel wichtiger als im Flachland, eine bestockte Fläche vorzufinden, weil die Nachteile für den Betrieb überproportional hoch sind. Die Folgekosten einer Wiederbewaldung bzw. technischen Verbauung werden die gesamte Volkswirtschaft zukünftig stark belasten. Besonders ist das der Fall, wenn man an Schutzwälder im Vergleich zu technischen Schutzbauten denkt. Wir reden da von einem Faktor über 100!

Ist nicht die Seilbringung eine besonders boden-, bestandes- und naturverjüngungsschonende Art der Bringung? Wenn man schon ein Seil gespannt hat und Holz im Ganzbaumverfahren schwebend entnehmen kann, wäre es da nicht naheliegend, die Naturverjüngung für dauerwaldähnliche Bewirtschaftung zu nutzen?

SW: Natürlich! Ich sage ja auch, dass es dort, wo es funktioniert, ein Segen ist! Ich komme übrigens gerne auf einen Besuch zu den Bayern! Ich werde Sie dann gerne auch auf einen Besuch in unseren Betrieb einladen. Ich kann Ihnen geförderte Flächen zeigen, wo man versucht hat, Altbestände aufzulichten, damit sich die Naturverjüngung entfalten möge. Dreißig Jahre später sieht es dort sehr arm am Boden aus. Natürlich kann man jetzt versuchen, dafür einen Schuldigen zu finden. Ich denke, es ist das eiserne Gesetz des Örtlichen. Es gibt verjüngungsfreudigere Flächen, aber auch andere. Als Forstleute sind wir uns sicher einig: Umbau und Vielfalt kann nur funktionieren, wenn man den Wald vor das Wild stellt. Dort, wo wir bei uns im Betrieb ein Thema haben, jagen wir größtenteils in Eigenregie, schießen beim Rotwild 10:1 – und haben trotzdem einen bescheidenen Verjüngungserfolg, weil die von Ihnen angeführten Europameister rundherum wohnen. Selbst wenn ich meine Hausaufgaben sehr gut mache, ist der Wildeinfluss auf den Wald oft enorm. Wir haben eben eine sehr kleinstrukturierte Forstwirtschaft, wo der einzelne Wald- und Grundbesitzer nicht immer sehr großen Einfluss auf die Schalenwildarten nehmen kann.

AS: Ich finde Ihre Aussage sehr wichtig! Meiner Meinung nach hat diese Thematik seit Jahrzehnten immer noch eine viel zu geringe Bedeutung. Wenn ich die Exkursionsfotos jüngerer Kollegen betrachte, bin ich mir aufgrund der Kleidungswahl und des äußerlichen Erscheinungsbildes (die Farbe Grün dominiert sehr stark) nicht mehr sicher, ob es sich bei dieser Veranstaltung um eine forstliche oder jagdliche Veranstaltung handelt. Meine Drei-S-Regel lautet: Straße – schneiden – schießen. Die aktive forstliche Bewirtschaftung benötigt eine Erschließung der Waldflächen – eine Seiltrasse im Nationalpark benötigt auch eine Forststraße. Schneiden: Holz muss genutzt werden! Unsere Verfahren haben sich oftmals ihrer vorratsreichen Bestände gerühmt. Die Forstbetriebe leben jedoch nicht vom stehenden Vorrat im Wald, sondern von dem genutzten Zuwachs! Wenn wir ernten, können wir nicht nur nach Qualitäts- und Stabilitätskriterien selbst selektieren, sondern haben auch einen viel höheren Zuwachs! Obwohl ich in den Gebirgswäldern wesentlich längere Produktionsdauern vorfinde, ist die aktive Nutzung dort auch die Grundlage der zukünftigen stabilen Bestände. Drittens: Das Schießen bedeutet aktives Jagen. Meiner Meinung nach muss in einem Wald-Wild-Gleichgewicht der Wald Vorrang vor dem Wild haben. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass bei einem Kompromiss zwischen Wald und Wild immer der Wald verliert! Ich brauche einen geringen und an die Bedürfnisse der Verjüngung angepassten Wildbestand, damit der Wald wachsen kann – diese Regel gilt ganz besonders im Gebirge! Solange ich in einem Forstbetrieb die Verantwortung für die Waldflächen übernehme und als Auditor in der Verantwortung der langfristigen CO₂-Speicherung bin, werde ich den Finger immer in diese Wunde legen. Wald und Wild sind untrennbar verbunden. Vielerorts →

können die Wälder nur deshalb so „schlecht“ bewirtschaftet werden, weil das forstliche Potenzial nicht ausgeschöpft werden kann! Und das ist ein viel größeres Problem als eine mögliche Umtriebszeitverkürzung.

SW: Die Diskussion um Wildeinfluss und Jagd spielt in unserem Betrieb seit sechs Jahrzehnten eine große Rolle. Sie sind nicht der Erste, der den Finger in diese Wunde legt, wie Sie sagen! Natürlich gibt es auch die Leute, die das abtun und sagen: „Hauptsache ein Einserhirsch für meinen Jagdgast!“ Das ist aber nicht überall so, und auch bei uns nicht, ganz im Gegenteil! Ihre Diagnose teile ich, aber die Lösung können auch Sie mir nicht liefern! Die Lösung dieses Problems ist generell ein Stein der Weisen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Bei einem ehemaligen Arbeitgeber haben wir in einer 700 ha-Eigenjagd über drei Jahre lang 120 Stück Rehwild pro Jahr erlegt – das ist eine sehr hohe Quote. Die jungen, aufgeforsteten Eichen wurden trotzdem zusammengefressen.

AS: Eigentlich gilt der Leitspruch: „Der Wald zeigt, ob die Jagd passt!“ Ihren Berichten nach befinden Sie sich am richtigen Weg. Leider sind Sie halt noch lange nicht am Ziel angekommen. Mein forstlicher Anspruch ist, dass sich die natürliche Baumartenpalette ohne Verbiss verjüngen kann. Ich habe so viele Betriebe gesehen – auch in Deutschland, in denen dieser Anspruch möglich ist. Als ich vor über 15 Jahren auf einer forstlichen Exkursion in Brandenburg war, wurde mir berichtet, dass die verantwortlichen Betriebsleiter der angrenzenden Staatsbetriebe über viele klassische Kiefernbestände sagten: „Die Eiche wächst hier nicht!“ Kaum wurde ein paar Jahre intensiv gejagt, ist unter den Kiefernaltholzbeständen plötzlich die Eiche auf natürliche Art und Weise gewachsen! Das ist der Schlüssel zum Erfolg! Für mich ist es einfach erschreckend: Etliche forstliche Verantwortliche wie Betriebsleiter, Behördenverantwortliche, Uni-Professoren und Mitarbeiter der Forschungsanstalten kennen das Problem! Es wird jedoch zu wenig kommuniziert und angegangen! Es wird zu wenig Nachdruck verliehen! Ich stimme zu, dass die notwendige intensive Bejagung, gerade aufgrund der mannigfaltigen jagdgesetzlichen Einschränkungen, sehr erschwert wird und somit eine Anpassung des Wildbestandes auf ein waldverträgliches Niveau oftmals behindert. Um den Herausforderungen des Klimawandels gerecht zu werden, müssten „moderne“ gesetzliche Rahmenbedingungen geschaffen werden. Nur so kann der Grundbesitz verteidigt wer-

den bzw. erhalten bleiben. In Deutschland werden und wurden Landesjagdgesetze angesichts der ausgedehnten Kalamitäten permanent angepasst. Teilweise ist es skurril, bzw. nicht mehr rational nachvollziehbar, wenn ich in Deutschland die unterschiedlichen Rehbockschusszeiten vergleiche. Warum darf ich in Oberösterreich ab dem 1. Oktober keinen Rehbock mehr schießen? Wenn ich den Rehbock nicht mit abgeworfener Trophäe erlegen will, muss ich es ja nicht. Aus Waldschutzgründen sollte diese Entscheidung jedoch dem jagenden Eigentümer überlassen sein und nicht der Jagdbehörde oder den Landesjagdverbänden. Warum wird mir derzeit als jagendem Grundbesitzvertreter von der Behörde vorgeschrieben, dass ich im Oktober-November keinen Rehbock schießen darf? Alle Grundbesitzer, alle Waldfreunde sollten bezüglich dieser Thematik selbstbewusster auftreten und Paroli bieten! Angepasste Wildbestände sind die Grundvoraussetzung einer dauerwaldartigen Bewirtschaftung. Eine großflächige Bewirtschaftung, die vielerorts praktiziert wird, ist meiner Meinung nach nur Ausdruck der Resignation vor diesen hohen Wildbeständen! Es gibt viele Zäune und Weiserflächen, die zeigen, was möglich wäre und ist, wenn die Forstpflanzen wachsen dürften!

„DAUERWALD ENTSTEHT NICHT, WEIL ICH DEN SCHIRM ‚WEGHACKE‘, SONDERN WEIL ICH DIE HIEBSREIFEN ALTBÄUME LEICHTER NUTZEN KANN, WENN UNTER DEM SCHIRM SCHON DIE NÄCHSTE WALDGENERATION VORHANDEN IST.“

Andreas Schreyer,
Forstdirektor der Sachsen-Coburg und
Gotha'schen Forstverwaltung Greinburg

Man könnte demgemäß auch sagen, dass die „Erosion“ auf Kalamitätsflächen, die durch Wild verursacht wird, dann die noch schlimmere Art von Erosion ist. Es gibt dann aber auch jagdökologische Raumplanungskonzepte, die auf solchen Flächen eine Null-Toleranz verfolgen.

AS: Ja, aber auf diesen Flächen ist es dann meistens schon zu spät! Ich muss bereits Altbestände, die instabil sind, dahingehend schon vorbereitet haben, dass Verjüngungspflanzen bereits vorhanden sind. Die Baumarten haben ja zum Glück unterschiedliche Eigenschaften. Die Tannen, Eiben, Buchen in der Jugend und Ahorne können auch bei weniger Licht aufkommen. Wenn ich aber leergefressene, einschichtige Altbestände finde und dann ereignet sich ein Schadereignis, dann beginnt die Herausforderung! Aus diesem Grund präferiere ich auch den Dauerwald, der nicht deshalb entsteht, weil ich den Altholzschirm „weghacke“, sondern weil ich die hiebsreifen Altbäume leichter nutzen kann, wenn unter dem Schirm schon die nächste Waldgeneration vorhanden ist. ■

Teil 2 des Gesprächs folgt in der kommenden Ausgabe.

Robert Spannlang, Redaktion